Es ist die Intelligenz, Dummkopf

Man hört es nicht gerne, aber so ist der Stand der Forschung: Unser intellektuelles Potenzial ist weitgehend angeboren. Die Psychologen Elsbeth Stern und Aljoscha Neubauer erklären, was Begabung ist – und plädieren dafür, deutlich weniger Schüler zum Gymnasium zuzulassen

VON CHRISTIAN WEBER

Es sei zum Wohle der ganzen Gesellschaft, wenn die Begabten im Bildungssystem besser gefördert würden, sagen die Intelligenzforscher Stern und Neubauer. FOTO: UTE GRABOWSKY/PHOTOTHEK.NET

Dieses Buch wird wohl kein Bestseller. Warum nicht? Es beschreibt unsere geistigen Fähigkeiten, wie sie wirklich sind. Nüchtern und klar, nach Studienlage, ohne Anekdoten, Ich-Geschichten, süffige Thesen und Heilsversprechen, wie sie die Pop-Science-Autoren von Daniel Coyle („Die Talentlüge“) bis Malcolm Gladwell („Überflieger“) so gerne verfassen. Nein, nicht jeder Mensch hat die Möglichkeit zum großen Erfolg, da mag er sich noch so abstrampeln, da mögen die Chancen noch so am Straßenrand liegen. Was einer überhaupt erreichen kann, das stecken in weitem Maße die Gene ab. Entscheidend ist das ererbte kognitive Potenzial. Die These dieses Buches lautet, frei nach Bill Clinton: „It's the intelligence, stupid.“

Die Lernforscherin Elsbeth Stern von der ETH Zürich und der Psychologe Aljoscha Neubauer von der Universität Graz bemühen sich in ihrem Buch „Intelligenz: Große Unterschiede und ihre Folgen“ um Deutlichkeit. Gelassen, aber bestimmt widersprechen sie den zahlreichen Mythen zum Thema, die in der Öffentlichkeit kursieren, in der Wissenschaft aber widerlegt sind. So sei es nur eine schlechte Analogie, wenn viele Autoren jede Art von Kompetenz, von der sozialen bis zur sexuellen, als Formen von „Intelligenz“ bezeichneten. Bei der Intelligenz gehe es nun mal um formale, kognitive Fähigkeiten im engeren Sinne, um „logisches Denkvermögen, die Fähigkeit zum schlussfolgernden (induktiven) Denken oder die Fähigkeit zur räumlichen Vorstellung“. Diese Fähigkeiten existierten unabhängig von sonstigen Kompetenzen und kulturellen Prägungen und seien klar zu definieren.

Das Land verdummt, weil die Falschen Kinder kriegen? Nein, widerspricht dieses Buch

Deshalb treffe auch ein weiteres populäres Missverständnis nicht zu, dass nämlich Intelligenztests nur willkürliche Hilfskonstrukte seien. Im Gegenteil, schreiben Stern und Neubauer, „Intelligenztests waren und sind eine Erfolgsgeschichte der Psychologie“. Und nein: Es stimmt nicht, dass die mathematische Schwäche des einen meist durch seine umso größeren sprachlichen oder sonstigen Stärken ausgeglichen werde. Vielmehr hätten zahlreiche Studien einen zumindest moderaten Zusammenhang zwischen den verschiedenen kognitiven Teilleistungen gezeigt. Deshalb sei es durchaus gerechtfertigt, von einer allgemeinen Intelligenz zu sprechen, Fachleute nennen diese „Faktor g“ (abgekürzt für Generalfaktor). Dieser Faktor sei es, der schulischen und beruflichen Erfolg, Einkommen, ja Lebenserfolg überhaupt in signifikantem Maße voraussagt. Er sei wichtiger auch als Motivation, Fleiß, Disziplin und Kreativität, zumal solche Faktoren häufig ohnehin mit Intelligenz korrelierten.

Auch vor den heißen Debatten machen Stern und Neubauer nicht halt: Klar doch, schreiben sie, das erreichbare intellektuelle Potenzial sei weitgehend angeboren. „Die Eizelle und die Samenzelle, die zueinandergefunden haben, stecken das geistige Feld, in dem sich ein zukünftiger Mensch bewegen kann, ab.“ Die Missverständnisse kämen eher daher, dass das Erbgut häufig als eine Art Programm gesehen werde, das von alleine abläuft. Doch das sei so falsch wie die Annahme, eine Pflanze würde von alleine wachsen, weil sie genetisch determiniert dazu sei. Natürlich müsse sie dennoch gegossen werden, damit sie wächst. Ebenso müsse man dem menschlichen Geist Lernangebote machen, damit dieser sich entwickelt. Gene und Umwelt wirkten nicht unabhängig voneinander, sie interagierten vielmehr: „Nature via nurture“ müsse es heißen statt „Nature versus nurture.“

Und noch einer Stammtisch-Befürchtung widersprechen die Autoren – der Annahme, dass die relativ starke Erblichkeit der Intelligenz dazu führe, dass sich ein entsprechender Trend über die Generationen in einer Familie verstärke. Soll heißen: Bekommen die weniger Begabten auf Dauer mehr Kinder, so müsste gemäß den Regeln der Arithmetik die Gesellschaft langsam verdummen – das Thilo-Sarrazin-Argument. Doch dem ist nicht so, zum einen, weil sich die Reproduktionsraten so stark nun doch nicht unterscheiden; zum anderen, weil der Erbgang bei der Intelligenz komplex ist und sehr viele Gene an diesem beteiligt sind, von denen aber immer nur ein Teil zum Zuge kommt. „Absurd“ sei daher die Vorstellung, „dass das Kind aus einer Partnerschaft, in der ein Elternteil einen IQ von 110, der andere einen IQ von 130 hat, bei einem IQ von 120 landen wird.“

Vielmehr hätten hochintelligente Menschen das Glück – und wenig intelligente Menschen das Pech –, dass sie bei ihrer Zeugung ihre ganz besondere Gen-Mischung abbekommen haben. Doch blieben sie weiterhin Träger von weniger günstigen beziehungsweise besseren Genen. Diese wirken sich nicht mehr bei ihnen, aber womöglich bei ihren Nachkommen aus. Deshalb sei die Familienähnlichkeit der Intelligenz nicht übermäßig groß. Diese „Regression zur Mitte“ erkläre, warum die Kinder von Genies selten Aufsehen erregten und der Verdummungseffekt ein Schreckgespenst bleibe, das vom wirklich wichtigen Thema ablenkt.

Denn das ist die Botschaft von Stern und Neubauer: Wenn denn die Intelligenz derart wichtig für das Fortkommen des Einzelnen ist, dann gelte das auch für den Erfolg der Gesellschaft als ganzer. Sie plädieren daher dafür, jene ungefähr 15 Prozent der Bevölkerung, die bei einem Intelligenztest klar überdurchschnittlich mit mehr als 115 Punkten abschließen, besonders zu fördern – damit diese ihr Potenzial auch erreichen. Sie zitieren Kalkulationen, wonach ein zehnjähriges Kind mit einem Höchstbegabten-Potenzial von 130 Punkten in einem IQ-Test nur unterdurchschnittliche 90 Punkte erreicht, wenn es aus irgendwelchen Kastrophengründen ganz auf Schulbesuch verzichten muss. Man ahnt, was Taliban-Gesellschaften entgeht, die Mädchenschulen in die Luft sprengen.

Diese Einsicht führt Stern und Neubauer allerdings nicht zum Ruf nach Baby-Gehirnjogging und Frühchinesisch. Sie plädieren dafür, vor allem die aktuelle Praxis der höheren Bildung kritisch im Lichte der modernen Lern- und Intelligenzforschung zu betrachten. Zu viel werde da über Randbedingungen diskutiert: Ganz- oder Halbtagsschule, gegliedertes Schulsystem oder Gemeinschaftsschule, Inklusion oder nicht, Noten – ja oder nein? Worauf es wirklich ankomme, das seien die Unterrichtsqualität und hervorragend ausgebildete sowie motivierte Lehrer. Warum nämlich sei Finnland Pisa-Spitzenreiter? Weil dort 100 Bewerber auf sechs Lehramtsstudienplätze kämen. Dort sei, anders als in Deutschland, kein Platz für mittelmäßig begabte Studenten, die in einem Job an der Schule vor allem ein bequemes Leben anstreben.

Der sachliche Ton dieses Buches verdeckt so manche explosive Forderung, die sich ein Bildungspolitiker kaum erlauben könnte. So stellen die beiden Wissenschaftler infrage, ob wirklich alle Schüler und Studenten, die derzeit Gymnasien und Universitäten besuchen, dort auch hingehören. „Eine Schule für besonders Begabte, die von nahezu der Hälfte der Schüler besucht wird, (. . .) ist ein Widerspruch in sich“, konstatieren Stern und Neubauer kühl. Sie plädieren für eine drastische Senkung der Gymnasialquote, die in Deutschland derzeit bei knapp 40 Prozent liegt. Sinnvoll sei es, spätestens an den Universitäten nach Schweizer Vorbild eine Jahrgangsquote von nur 20 Prozent anzusteuern – vorausgesetzt, die Auswahl erfolgt nach Begabung und nicht nach Herkunft: „Zu den zukünftigen Herausforderungen in entwickelten Ländern gehört es, damit umzugehen, dass längst nicht jedes Akademikerkind einen Anspruch auf eine Universitätsbildung geltend machen kann.“

Man mag darüber streiten, ob die Autoren nicht etwas übertreiben, wenn sie etwa warnen: „Einer Gesellschaft, die ihre Intelligenzreserven nicht ausnutzt, droht Stillstand und Abstieg.“ Schließlich erwartet schon lange niemand mehr, dass alle Studenten zur Wissenschaft befähigt sein sollten – die unterdurchschnittliche Akademiker-Arbeitslosigkeit zeigt, dass der Markt sie dennoch brauchen kann. Auch die deutsche Forschung steht trotz der Öffnung der Universitäten so schlecht ja nicht da. Dennoch schlagen Elsbeth Stern und Aljoscha Neubauer eine Diskussion vor, der eine größere Öffentlichkeit guttun würde. Mag das Buch auch kein Bestseller werden, man wünscht ihm doch möglichst viele Leser.

Elsbeth Stern, Aljoscha Neubauer: Intelligenz. Große Unterschiede und ihre Folgen. Deutsche Verlags-Anstalt, München 2013. 304 Seiten, 19,99 Euro.

Ein flottes Stück Leben

Was Hermann Hesse in München trieb: Eine Ausstellung im Literaturhaus

Was in aller Welt hat Hermann Hesse mit München zu tun? Nun, er war mindestens fünfzehn Mal in der Stadt. Volker Michels, der Herausgeber der Gesammelten Werke, hat genau nachgezählt: Mehr als fünfzig Tage habe der Schriftsteller in München verbracht. Es waren oft heitere, unbeschwerte Tage und durchzechte Nächte. Und es war die große Zeit der Satirezeitschrift *Simplicissimus*, an der Hermann Hesse von 1905 an mitarbeitete. Allein deswegen lohnt sich ein Besuch der neuen Ausstellung im Münchner Literaturhaus, die sich dem Thema „Hesse und München“ widmet. Zur Eröffnung führten die beiden Kuratoren Michels und Reinhard G. Wittmann in die Ausstellung ein, die Schauspieler August Zirner und Gerd Anthoff lasen aus Briefen und Tagebucheinträgen.

Für die „Feldmaus“ Hesse war die Großstadt München ein Magnet, der ihn heftig anzog, wenn er mal wieder „ein flottes Stück Leben um sich brausen hören“ wollte. Sein erster Eindruck: „Behaglich, schön, geräumig und hell“. In dieser „Stadt heiterer Sinnlichkeit“ und „kunstverständiger Toleranz“ amüsiert er sich im Kabarett und lässt sich von Karl Valentins „Raubritter vor München“ zum Lachen bringen. Hier versäuft er sein Honorar und erlebt alkoholgeschwängerte Faschingsnächte. Nur die Fachsimpeleien unbegabter Künstler in Schwabing, die gehen ihm gehörig auf den Geist.

Doch Hesse vergnügt sich nicht nur in Kneipen, er schreibt auch für das Satireblatt *Simplicissimus*, das einen pariserischen Geist atmet – eine Mischung aus Künstlertum und Politik, gegen den preußischen Militarismus, das selbstherrliche Berlinertum, den Kadavergehorsam und gegen den Kaiser gerichtet.

Für Hesse war das eine Schule des politischen Denkens. Sein Freund Ludwig Thoma, Chefredakteur und „Grobian“ des Blattes, musste schon mal für sechs Wochen ins Gefängnis. In seinen Briefen an Hesse geht es allerdings weniger um Literatur oder Politik, sondern um die Jagd. Thoma lief lieber Rehböcken hinterher, als Briefe oder Kritiken für den „deutschen Blätterwald“ zu verfassen. „Da kann einen der Simplicissimus am Arsch lecken!“ Mit dem Vorsatz, jetzt acht Tage nichts mehr zu schreiben, empfiehlt er Hesse: „Festigen Sie Ihre Gesundheit so, dass Sie bald wieder qualmen dürfen!“

Hermann Hesse als Karikatur, gezeichnet von Olaf Gulbransson. FOTO: OH

Hesse schätzte an Thoma dessen Impertinenzen gegenüber Autoritäten, bedauerte aber das Krakeelen und die nationale Gesinnung, die Freude am Heimatlich-Volkstümlichen. Mit Thoma und dem Verleger Albert Langen gab er auch den *März* heraus, das „positive Gegenstück zum Simplicissimus mit freiheitlicher Tendenz“, also linksliberal und ganz in der Stimmung der 48er-Revolutionäre. Laut Thoma sollte die Zeitschrift alles sammeln, was in Süddeutschland, Schweiz und Österreich inbegriffen, „etwas weiß und kann“.

„Behaglich, schön, geräumig und hell“, fand Hesse die Stadt

Den „elastischen, elektrischen“ Albert Langen, der mit nur 39 Jahren an einer verschleppten Mittelohrentzündung starb, behielt Hesse in bester Erinnerung: als ehrlichen Kunstliebhaber und Autonarren, begeisterungsfähig und unternehmungslustig, mit dem „launischen Eifer des Sportmanns“ und guten Kontakten nach Paris. Hermann Hesse konnte sich München ohne den viel zu früh Verstorbenen kaum vorstellen.

Zum Münchner *Simplicissimus*-Kreis gehörten außerdem der Maler Rudolf Sieck sowie Grete und Olaf Gulbransson, letzterer ein begnadeter Illustrator aus Norwegen, mit dessen Trinkfestigkeit sich Hesse nicht messen konnte. Sie alle sind Teil dieser sehenswerten kleinen Ausstellung, die Bilder, Filmmaterial und Texte kombiniert. THORSTEN GLOTZMANN

„Hermann Hesse und München.“ Bis 11. August im Literaturhaus München. Das Heft zur Ausstellung kostet 6 Euro.

Granny für Generationen

Die Schriftstellerin Judith Kerr wird neunzig Jahre alt

„Judith Kerrs Erinnerungen bedeuten weder geschichtlichen Nachhilfeunterricht noch eine späte Anklage“, befand die Jury des Deutschen Jugendliteraturpreises, mit dem die Autorin 1974 für ihr politisches Kinderbuch „Als Hitler das rosa Kaninchen stahl“ ausgezeichnet wurde. Vielmehr berichte Kerr „klug und warmherzig von einem Geschehen, das sich wiederholen kann. Kinder, für die die Zeit des Nationalsozialismus ferne Vergangenheit ist, können diesem Buch die Konsequenzen einer totalitären Regierungsform für das Leben jedes einzelnen entnehmen“.

Inzwischen kennen Generationen von Schulkindern die Geschichte von Anna, dem Alter Ego von Judith Kerr, der es 1933 im Alter von neun Jahren gelingt, zusammen mit dem Bruder und den Eltern aus Deutschland zu fliehen – einen Tag, bevor ihnen die Pässe abgenommen werden sollten. Der Vater Alfred Kerr, einer der berühmtesten Literatur- und Theaterkritiker seiner Zeit, stand nicht nur als Jude, sondern auch als Gegner der Nationalsozialisten unter polizeilicher Beobachtung.

Als Judith Kerr 1971 „Als Hitler das rosa Kaninchen stahl“, als ersten Teil ihrer Familiengeschichte für ihre Kinder schrieb, hatte sie längst die Odyssee und finanzielle Not der Kindheit und Jugend hinter sich gelassen. Nach einem Kunststudium und einem Lehrauftrag an einer Kunstakademie heiratete sie den Drehbuchautor Thomas Kneale und machte sich in England einen Namen mit den inzwischen zu den Klassikern zählenden Bilderbüchern „Ein Tiger kommt zum Tee“ und „Mog, der vergessliche Kater“, – mit 17 Fortsetzungen. Zu den typischen traditionellen Kinderfiguren der Sechziger- und Siebzigerjahre, liebevoll gezeichnet, mit manchmal komischen Effekten, erzählt sie hier Geschichten, die sie mit Szenen aus dem Familienleben unterlegt. Schon früh, in ihrer Kindheit zeigte sich diese künstlerische Doppelbegabung. Das Zeichnen und Schreiben half ihr, als Emigrantin in der Schweiz, danach in Frankreich und schließlich in England, die sprachliche und kulturelle Fremdheit zu überwinden. Gleichzeitig war sie lange beunruhigt, ob ihr Talent wirklich ausreichte, um davon zu leben. Es war immer wieder der Vater, der sie bestärkte, und noch nach so vielen Jahren zu ihrem 90.Geburtstag erinnert sie sich in einem Interview mit Ute Wegmann vom Deutschlandfunk daran, dass er ihr versicherte: „Du hast Talent“.

Zu ihren besonderen Eigenschaften zählt ihr trockener Humor. So erzählt sie in „Als Hitler das rosa Kaninchen stahl“ vom Besuch der Großmutter in ihrer winzigen und trotzdem kaum zu bezahlenden Pariser Wohnung und dem entrüsteten Ausruf der betuchten alten Dame: „So sollten Kinder nicht aufwachsen!“ Es wurde ein geflügeltes Wort, wenn die Eltern etwas nicht erlaubten, oder wieder einmal die finanzielle Misere zu groß wurde, weil Alfred Kerr im Ausland kaum Möglichkeiten fand, gedruckt zu werden, und die Mutter, eine Pianistin aus gut bürgerlichem Hause, nur mühsam den Alltag ohne Dienstboten bewältigte. Bis ins hohe Alter hat sich Judith Kerr neben ihrer Kreativität diesen Humor bewahrt. Ihr letztes Bilderbuch „The Great Granny Gang“, erschien 2012 und erzählt von einer Großmutter-Gang, die eine jugendliche Verbrecherbande jagt. An diesem Freitag feiert Judith Kerr ihren 90. Geburtstag. ROSWITHA BUDEUS-BUDDE

Die Familie Kerr um 1928: Ganz rechts Judith auf dem Schoß der Mutter. FOTO: AKG/PA

DIZdigital: Alle Rechte vorbehalten – Süddeutsche Zeitung GmbH, München
Jegliche Veröffentlichung und nicht-private Nutzung exklusiv über www.sz-content.de